Kinder der Not.

Roman von **Max Treu.**

„Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch."
(Conr. Ferd. Meyer „Huttens letzte Tage.")

In glänzendem Schneemantel schaute die Koppe ins Tal. Schnee und Eis ringsumher. Der Kamm des Riesengebirges funkelte im Sonnenschein in grellem Licht, und die Fichten und Tannen in Rübezahls Reich bogen sich unter der Last der Schneemassen. Eis bedeckte die Flüsse und die Teiche der Ebene, und sogar die flüchtig dahinschießenden Bergbäche hatte der Frost in seinen Bann geschlagen. Durch die Luft ging ein feines Klingen, und abends strahlten die Sterne so nahe, als könnte man sie mit einem Steinwurf erreichen.

Es war ein Tag in der Weihnachtszeit des Jahres 1812.

Konrad von Lossau stieß mit dem Fuße die Späne weg, die von seiner Schnitzarbeit abgefallen waren. Er war beschäftigt gewesen, in der Scheune für einen Spaten, dessen Stiel zerbrochen war, einen neuen anzufertigen. Jetzt stand er von seinem Sitz auf und reckte und streckte die steifgewordenen Glieder.

„Donnerwetter, ist das kalt!"

Er hauchte in die Hände und schlug die Arme mehrmals kreuzweise übereinander gegen die Schultern. Dann betrachtete er sein Werk.

„Ein Meisterstück ist's nicht!" brummte er. „Aber es muß gehen! 's ist kein Geld da, etwas zu kaufen — hol' der Teufel dieses Hungerleben!"

Er trat in das Tor der Scheune. Hell fiel der Sonnenschein auf ihn. Die schlanke, geschmeidige Gestalt stand in seltsamem Widerspruch mit dem charaktervollen Kopf. Der ersteren sah man die blühende Jugend an, aber das Haar war ergraut, das kühn geschnittene, energische Gesicht zeigte tiefe Falten, und ein finsterer Zug von Verbitterung und verhaltenem Groll lag darauf, das den Mann weit über seine achtundzwanzig Jahre gealtert erscheinen ließ.

Er warf einen Blick hinauf zum Gebirgkamm, dessen blendende Weiße durch das stählerne Blau der Luft zu ihm heruntergrüßte.

„Es wird anhalten mit der Kälte!" murmelte er. Er wollte hinuntergehen in das Wohnhaus. Da hörte er sich von der Straße her angeredet.

„Guten Tag, Jungherr!"

Er sah nach dem Sprecher; es war der Bote, der vom Dorf aus täglich nach der Stadt ging, um Besorgungen und Einkäufe für das Gut und die Dorfbewohner zu machen.

„Guten Tag, Christ!"

„Kalter Tag heute, Jungherr!"

„Hundekalt, Christ! Was gibt's neues in der Stadt?"

„Es geht ihm schlecht!"

„Wem?"

„Dem Lamperör!" (Damals viel gebrauchter, verstümmelter Ausdruck für „der Kaiser" l'empereur).

Konrad horchte auf.

„Wieso?"

„Na — es hat ihn!"

„Donnerwetter, Christ, laßt Euch doch nicht jedes Wort so aus dem Munde ziehen! Was hat ihn? Wer hat ihn?"

„Na, die Kälte hat ihn! Seine Armee ist kaputt!"

Wieder horchte Konrad hoch auf.

„Kaputt?"

Der Alte nickte.

„Jawohl! Er hat Bulletiner (Bulletins) geschickt — da steht's drin! In der Stadt haben sie sie! In Schnee und Eis begraben, so liegt die große Armee!"

„Kaum zu glauben, Christ!"

„Ist aber so, Jungherr! Und das beste kommt noch! Durch Glogau ist er durchgekommen." — —

„Wer?"

„Na, der Lamperör!"

„Ihr seid verrückt, Christ! Er ist doch in Rußland!"

Christ kicherte.

„Gewesen, Jungherr, gewesen! Aber es muß ihm nicht mehr gefallen haben zwischen Eis und Schnee und Kosaken — denn mitten in der Nacht ist er im Schlitten durch Glogau durchgekommen, hat beim Postmeister angehalten — und der hat ihn erkannt, ganz genau, Jungherr! Die Pferde gewechselt, hat sich einen heißen Kaffee kochen lassen — und dann, heidi, ist die tolle Fahrt weitergegangen, wohin, weiß kein Mensch!"

„Christ, Christ, Ihr habt Euch was aufbinden lassen!" meinte Lossau ungläubig.

„Dann hat sich die ganze Stadt was aufbinden lassen, Jungherrchen! und ich selber hab' die Bulletiner gelesen, der Apotheker hat sie — das Lesen ist nicht gerade meine starke Seite und immer ein verfluchtes Stück Arbeit — na, aber die hab' ich doch gelesen! Und da steht alles drin, Jungherr! Und wenn's da drin steht, wird's wohl wahr sein — denn zum Spaß wird der Lamperör seine Unglücksbotschaften nicht in die Welt schicken."

Das leuchtete Konrad allerdings ein.

„Hm!" machte er.

„Ja, ja, Jungherr! Es hat ihn! Und wenn's ihn hat, dann hält's ihn fest! Paßt auf! Gerad' wie einen alten Fuchs! Hundertmal läuft er ums Eisen herum und geht nicht herein — mit einemmal, plumps! sitzt er drin! Und nun hält's ihn fest, und er kommt nicht mehr heraus, bis er totgeschlagen ist." — —

„Bis er totgeschlagen ist!" wiederholte Lossau, und in seinen Augen loderte es auf.

„Na, und dann adje, Jungherr! Bis morgen!"

„Bis morgen, Christ!"

Der Alte stiefelte weiter. Aber er wandte sich noch einmal um:

„Es kommt Besuch, Jungherr!"

Ein leises Lächeln huschte über Lossaus finsteres Gesicht, wie der Novembersonnenschein über die verwüstete Herbstlandschaft.

Und schon war der Besuch da. Ein junges Mädchen trat schnellen Schrittes in den Hof.

„Guten Morgen Kamerad!" rief sie und streckte Konrad die Hand hin.

„Guten Morgen, Kamerad!" entgegnete dieser, und seine Blicke ruhten voll Wärme auf der jugendfrischen Erscheinung. Fast so groß wie er war sie, von prachtvollem, schlankem Wuchs, wie oben die Tannen in Rübezahls Hain. Aus dem feingeschnittenen, von der Kälte geröteten Gesicht blitzten ein Paar tiefgründige Augen in wundervollem, feuchten Blau; es lag etwas Seltsames in diesen Augen, was anzog und fesselte, wie ein Rätsel, das auf Lösung harrt. Konrad hatte sich an dieses Rätsel gewagt, aber die Lösung hatte er noch nicht gefunden.

„Was bringst du, Sphinx?" fragte er lächelnd.

„Mich selbst, Konrad! Ist dir das nicht genug?"

„Ueberreichlich!"

„Na also! Aber natürlich ein Bündel Wünsche kommen mit!"

„Sprich, Kamerad!"

„Laß deinen Rappen satteln, Konrad — ich möchte reiten, Freund!"

„Bei der Kälte?"

„Warum nicht?" lachte sie. „Es soll uns schon warm werden!"

„Und die Wege sind so glatt, Lotte!"

„Was schadet das? Ich halt den Rappen fest im Zügel. Laß ihn satteln, Konrad!"

„Wie du willst! Du weißt, dein Wille ist mir Befehl!"

Sie machte einen zierlichen Knix.

„Danke sehr, mein hoher Herr!"

Konrad gab den Befehl, daß das Pferd mit dem Damensattel gesattelt werde. Wie gern wäre er mitgeritten! Aber er hatte nur ein Reitpferd, und Lotte — ach! sie war arm wie eine Kirchenmaus. —

„Willst du nicht hereinkommen?" fragte er. „Es ist kalt draußen!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Mir gar nicht, Kamerad! Und darum will ich hinaus, die Stirn baden in der Winterluft, wenn der Rappe im sausenden Galopp den Schnee mit den Hufen um sich wirft — ach, Konrad, welche Wonne!"

Nun wurde sie ernst, und das eben noch so lachende Auge blickte düster und schwermütig.

„Hätten wir doch noch ein Pferd, daß du an meiner Seite jagen könntest — mit dem Sturm um die Wette, wenn er von der Koppe herunterbraust, und mit der Sonne vorwärts, um mit ihr im leuchtenden Meere zu versinken! Konrad, müßte das schön sein!"

Er seufzte nur.

„Ach ja", fuhr sie fort, „so gut wird es uns nicht werden! Na," — und wieder blitzte das Auge lustig und schelmisch — „laß sein, Konrad, wie es ist! Wir tragen's schon! Und so gar arge Falten brauchst du dir deshalb im Gesicht nicht wachsen zu lassen. Sie werden wahrhaftig alle Tage schlimmer!"

„Wie die Zeit, Lotte!

„Ach, die Zeit! Sie ist nicht das schlimmste — sie geht vorüber! Aber das, was bleibt, Kamerad, das ist das schlimme! Das, was man nicht abschütteln kann, was uns anklebt wie ein Stück Pech." — —

Der Rappe wurde von einem Knecht vorgeführt. Lotte streichelte den schlanken Hals des schönen Tiers, das seinen Kopf vertraulich an die Schulter der jungen Freundin legte.

„So, mein Lieber, damit du weißt, daß ich dir noch gut bin! Und nun, hopp!" — —

Ehe Konrad helfend zuspringen konnte, hatte sie sich schon allein in den Sattel geschwungen. Dann reichte sie Lossau die Hand.

„Bis nachher, Kamerad!" sagte sie.

Er hielt ihre Hand fest.

„Ich hätte dir eigentlich noch etwas zu sagen" meinte er.

„Etwas Wichtiges?"

„Sehr wichtig!"

„Schieß los!"

„Napoleon ist aus Rußland geflüchtet, heißt es! Seine Armee sei verloren" — — —

Mit einem Satz war sie wieder aus dem Sattel herunter und stand mit blitzenden Augen neben ihm.

„Nicht möglich! Woher weißt du?"

„Christ hat die Nachricht aus der Stadt mitgebracht!"

„Konrad, wenn das wahr wäre!" — —

„Ja, wenn es wahr wäre! Aber es scheint so!"

„Dann — — dann" — — ihre Augen suchten an dem strahlenden Blau des Himmels, als stände dort geschrieben, was sie sprechen wollte — „dann müßte es Morgen werden nach der langen Nacht! Müßte es nicht, Konrad?"

Er zuckte die Achseln.

„Wer kann's wissen! Der Deutsche ist kein Spanier, und er versteht sich vortrefflich darauf, günstige Gelegenheiten zu verpassen." —

„Die nicht, Konrad, die nicht! Die ist zu groß, die zuckt ihm ans Herz, daß er schreit — er muß, Konrad, er muß." — —

„Ja, wenn es nach uns ginge, Lotte!"

„Laß nur die Dinge gehen, Konrad! Du bist kleinmütig geworden." — —

„Ist's ein Wunder?"

Sie legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Nein, armer Freund, es ist kein Wunder! Aber laß den Kleinmut nicht Herr über dich werden! Das ist das schlimmste — dann bist du verloren! Hab' ich den Mut verloren oder mein Vater? Und wie oft haben die Wasser über uns zusammenschlagen wollen! Aber doch sind wir jedesmal wieder aufs Trockene gekommen! Kopf hoch, Konrad! Wenn Christs Nachrichten wahr sind, dann muß die Erde beben und die Faulsten und Trägsten aus dem Schlafe aufrütteln! Nachher sprechen wir weiter! Wie wird sich mein Vater freuen! Aber nun, vorwärts, der Rappe scharrt und wird ungeduldig — er wundert sich offenbar, was ich für eine Schwatzliese geworden bin!"

Sie trat zu dem Pferd und streichelte wieder seinen Hals.

„Ja, ja," sprach sie dabei, „Rappchen, das ist schon eine Nachricht, bei der man mal einen Aufenthalt machen kann! Aber nun, komm!"

Im Nu war sie im Sattel.

„Bis nachher, Konrad!"

Er nickte ihr zu.

Und nun ritt sie vorwärts. Erst langsam, dann im Trab, und bald sah sie der nachschauende Lossau in gestrecktem Galopp über die Landstraße dahinfliegen. Langsam ging er ins Haus zurück.

„Ach ja," murmelte er, „arme Lotte! Warum sind wir beide nicht auf einem andern Stern geboren? Aber vielleicht — vielleicht — doch noch." — —

Seit etwa fünf Jahren kannten sie sich. Im Winter 1807, der der Niederlage des Vaterlandes, wie sie der Friede zu Tilsit besiegelt hatte, gefolgt war, hatte ein seltsames Gerücht durch das Dorf und die Umgebung seinen Weg genommen. Das Einsiedlerhaus — so hieß es — habe neue Bewohner gefunden.

Das Einsiedlerhaus war ein weit draußen vor dem Dorf liegendes einsames, kleines Wohnhaus, welches sich vor langen Jahren ein entfernter Verwandter der Familie Lossau gebaut hatte, der zum Sonderling und Menschenfeind geworden war und mit niemand mehr in Berührung kommen wollte. Darin hatte der Alte bis an seinen Tod gehaust. Seitdem mochte das Gebäude wohl an zwanzig Jahre leer gestanden sein — kein Mensch hatte es haben mögen, denn seltsame Spukgeschichten flatterten im Dach und Giebel, und auch sonst bot der Aufenthalt darin wenig Verlockendes. Aber damals 1807 war doch das Unglaubliche geschehen.

Ein Mann im Alter von etwa fünfzig Jahren hatte von den Erben jenes alten Sonderlings das Haus gekauft, und eines Tages hielt ein Wagen mit Möbeln und Hausratstücken davor. Es gab zunächst ein großes Scheuerfest, alle Räume wurden gesäubert und gewaschen, frisch angestrichen und hergerichtet, und dann hielt Herr Berthold Kampermann darin seinen Einzug. Niemand wußte, woher er kam. Es lag etwas über der mächtigen, riesenhaften Gestalt mit dem langen, wehenden grauen Barte, welches alle überflüssigen Fragen von vornherein abwies und jeden, der mit Kampermann zu tun hatte, mit einer gewissen Scheu erfüllte. Nicht, daß der Mann, wie man zu sagen pflegte, ein „Unrechter", das heißt, ein Harter und Stolzer gewesen wäre, im Gegenteil, man erkannte bald, daß sein ganzes Wesen Güte und Freundlichkeit waren, denn für jede Not, für jeden Kummer, die er irgendwo hörte, hatte er, wie sich bald zeigen sollte, immer Rat und Hilfe bereit — nur schade, wie er sagte, daß er selbst ein armer Teufel sei, der nicht aus dem Vollen schöpfen und nicht so gehen könne, wie Herz und Gewissen es ihm manchmal zur Pflicht machen wollten.

Und es lagen schwere Zeiten damals über dem Schlesierlande. Der Feind hatte in Nieder- und Mittelschlesien gestanden und über ein Jahr darin gehaust. Mancher war vor der Not der Zeit von Haus und Hof gegangen, heimlich wie ein Dieb in der Nacht, hatte alles stehen und liegen lassen, wie es gerade lag und stand, und war voll Verzweiflung über den eigenen und des Vaterlandes Ruin in die Ferne gezogen, meistens nur Elend gegen Elend austauschend. Handel und Wandel lagen danieder, und der Landwirt wußte nicht, wo er seine Ernte verkaufen sollte — heißt das, wenn sie ihm nicht schon vorher von den Feinden weggenommen oder zugrunde gerichtet war.

Da hatte dann Berthold Kampermann gar viel zu trösten und Mut zuzusprechen. Und er verstand das: man merkte bald, daß da jemand sprach und redete, nicht wie ein Blinder von der Farbe, sondern wie einer, der selbst durch die Fluten der Trübsal bis an den Hals hinein hatte durchschreiten müssen und dem das, was er hier sah und beobachtete, am eigenen Leibe gefressen und gezehrt hatte. Unermüdlich ging er herum, sprach da und dort vor, tröstete da und legte hier Hand an, und was er tat und sprach, traf meistens den Nagel auf den Kopf. So war es kein Wunder, wenn Kampermann sich schnell aller Herzen gewann und wenn alle, die ihm, dem Fremden, anfänglich abweisend und mißtrauisch gegenübergestanden, ihm schließlich herzliche Zuneigung entgegenbrachten und Liebe mit Liebe zu vergelten suchten.

Er war nicht allein gekommen. Eine alte weißhaarige Frau, seine Haushälterin, und ein junges, gedrungenes Mädchen von etwa vierzehn Jahren, hochaufgeschossen, hager und mager, mit seltsam schwermütigen Kinderaugen, seine Tochter, hatten ihn begleitet. Er war Witwer und das Mädchen sein einziges Kind. Das aber war ein eigenartiges Geschöpf. Herb und verschlossen gegen jedermann, hatte sie kaum irgendwelchen andern Umgang als ihren Vater und die alte Tante Haushälterin. Sie brauchte auch keinen. Denn man merkte bald: an diesem Mädchen war ein Junge verloren gegangen. Halbe Tage lang strich sie durch Wälder und Berge, jagte in tollem Laufe mit den Rehen um die Wette, kletterte auf die Bäume und saß dann stundenlang oben im Wipfel, in einem Buche lesend oder dem Gesang der Vögel lauschend, bis man sie zum Essen oder zum Schlafengehen rief. Furcht kannte sie nicht. Als einmal ein paar Dorfjungen sie bei ihren langen Zöpfen gezerrt hatten, war sie den Davoneilenden nachgelaufen, hatte dem einen eine Maulschelle rechts, dem andern eine Maulschelle links gegeben und sie trocken gefragt, ob sie etwa noch mehr wollten. Da sie aber solch vorwitzige Frage gar eilig verneint hatten, hatte sie ihnen eine Buttersemmel, die sie in der Tasche trug, gegeben und gesagt:

„Na, dann eßt das, damit euch die Backen nicht gar zu sehr brennen!"

Und ein andermal war sie auf einer ihrer Wanderungen im Wald einem Strolch begegnet, der sich an ihr vergreifen wollte. Als der Kerl schon ihren Hals umklammert hielt, hatte sie einen dürren Baumast ergriffen, den ein gütiges Geschick gerade an dieser Stelle für sie in Bereitschaft gehalten, und dem Angreifer damit einen so wuchtigen Hieb über die Stirn versetzt, daß er laut aufschreiend von ihr ließ. Dann war sie ruhig, den Ast drohend in der Hand, ihrer Wege gegangen, und wahrscheinlich hätte niemand von dem ganzen Vorfall irgendein Wort erfahren, wenn nicht die Würgemale an ihrem Halse sichtbar gewesen wären. So hatte sie dann dem Vater auf seine Frage gebeichtet — sie log nie — und der hatte ihr die einsamen Spaziergänge untersagen wollen. Aber sie hatte gelacht, und am anderen Tag war sie noch weitere, noch einsamere Wege gegangen als sonst.

Kampermann seufzte wohl im stillen manchmal. Aber er wandte keine Strenge gegen seinen Wildling an, und es schien, als sei er mit der Entwicklung, die sie nahm, gar nicht so ganz unzufrieden.

„Das Mädchen ist eben ein Junge", sagte er wohl, „und Jungen soll man nicht zu Stubenhockern werden lassen. Sie hat einen tüchtigen und gesunden Kern, und darum braucht mir für sie nicht bange zu sein!"

Aber noch etwas steckte in dem Mädchen, das nach ihres Vaters Ausdruck ein Junge war: ein tiefer Wissensdrang, ebenso stark und mächtig wie ihre Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl, das sie keine Gesellschaft suchen, sondern sich auf sich allein stellen ließ. Ihr Vater hatte eine reichhaltige Bibliothek — man wußte bald im Orte, daß er ein Gelehrter oder so etwas gewesen sein müsse — und da griff sie täglich keck hinein. Nie ging sie, mochte es Sommer oder Winter sein, auf ihre Wanderungen, ohne ein Buch mitzunehmen, und sobald sie genug gelaufen und einen schönen Platz mit weiter Aussicht gefunden hatte, warf sie sich, wenn es warm war, ins Gras und las. War es aber Winter und solch ein Liegen ausgeschlossen, so konnte man sie beobachten, wie sie langsam daherschritt und im Gehen das Buch studierte. Verstand sie etwas nicht, so fragte sie den Vater, und der hatte dabei zuweilen so viele und so seltsame Fragen zu beantworten, daß er das Examen wohl manchmal lachend mit den Worten abbrach:

„Kind, Kind, für dich muß ich erst alle Weisen Griechenlands vom Tode auferwecken! Denn du fragst mehr, als dein Vater dir beantworten kann."

Dann hatte sie wohl die Arme um den Vater gelegt, und in das geheimnisvolle Auge war ein Leuchten getreten, und sie hatte gesagt:

„Warum hast du dir auch ein solch tolles Mädel angeschafft, Väterchen?"

Und einmal hatte er sie bei dieser Frage stürmisch auf die Stirn geküßt und entgegnet:

„Damit dieses Mädel einem alten, müden Mann wieder Licht und Sonne bringe!"

Sie aber hatte dieses Wort nie wieder vergessen und bewegte es täglich in ihrem Herzen.

* * *

Im Winter 1807-08 war Konrad von Lossau in die Heimat am Fuße der Riesenberge zurückgekehrt und hatte Lotte Kampermann kennengelernt. Dieses Kennenlernen bestand darin, daß er den eckigen Backfisch gleichgültig grüßte und sie ihn still auslachte, wenn er an ihr vorüber war.

„Ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren," sagte sie zu sich selbst, „und kriegt wahrhaftig schon graues Haar! Es ist zum Lachen!"

Aber das war gar nicht zum Lachen. Nur wußte Lotte damals noch nicht, wie es gekommen war, daß über jugendliche Locken schon der Winter seinen Schnee gestreut hatte. Sie sollte es aber später erfahren, und als sie es nach Jahren und Tagen von ihm selbst erfuhr, da lachte sie nicht mehr, sondern lief nach Hause, setzte sich in ihre Kammer und weinte herzerbrechend. Und als sie wieder herauskam, lag ein fremder Zug in ihrem Gesicht, der zu ihren damaligen achtzehn Jahren nicht passen wollte. Genau so wenig wie die Falten und das graue Haar zu Konrad von Lossaus siebenundzwanzig Jahren. Dann war sie zu ihm gegangen und hatte ihm die Hand gereicht und gesagt:

„Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, Herr von Lossau!"

„Wofür, mein Fräulein?"

„Ich habe Sie manchmal ausgelacht, weil es mir komisch erschien, daß jemand, mit so jungen Jahren schon graue Haar habe. Dieses Lachen war roh — verzeihen Sie mir, Herr von Lossau! Aber ich wußte ja nicht, daß es so etwas gab, wie Sie mir erzählt haben — Verzeihen Sie, ja?"

Da hatte er ihre Hand gefaßt und diese — zum erstenmal — an seine Lippen gezogen.

Von der Stunde an nannten sie sich „Kamerad", und bald war auch das kameradschaftliche gegenseitige „Du" dazugekommen. Aber mehr nicht. Wie Bruder und Schwester waren sie, und mochte auch Konrads Herz zuweilen laut und stürmisch schlagen und mehr fordern wollen als bloße Schwesterliebe — es lag etwas in dem Wesen seines herben Kameraden, das ihn immer wieder zurückhielt, ein entscheidendes Wort zu sprechen und den Kuß statt auf die Hand auf zwei feingeschwungene, purpurrote Lippen zu drücken. Und im Wesen Kampermanns lag etwas, was Konrad jenes Wort nicht sprechen ließ.

Natürlich hatte er sich auch mit dem Vater befreundet, und bald hatte die beiden Männer, den jungen und den um so viel älteren, eine unverbrüchliche Freundschaft verbunden, die etwas von der Innigkeit des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn bekam, als zu Anfang des Jahres 1811 Lossaus alter Vater gestorben war und der junge Mann, dessen Mutter schon längst ins Grab gesunken, nun ganz allein in der Welt stand. Da war Berthold Kampermann seinem jungen Freunde ein zweiter Vater geworden. Hatten die beiden schon vorher in langen freundschaftlichen Gesprächen beieinander gesessen und sich gegenseitig Leid und Kummer geklagt, so wurden sie nun erst recht vertraut. Bald wußte Konrad, daß Kampermann früher evangelischer Geistlicher in Westfalen gewesen sei, daß er aber seine Stelle aus Gründen, die er nicht nannte, aufgegeben und sich fern von der Gegend seiner Amtstätigkeit hier niedergelassen habe, um damit jedes Band zu lösen, das ihn noch dorthin zog. Seine Frau, Lottes Mutter, war 1806 gestorben, mitten im Trubel französischer Einquartierungen, die ihn selbst um fast alle seine Habe gebracht hatten. Nur eben so viel hatte er noch übrig gehabt, daß es gereicht hatte, hierher überzusiedeln, das kleine Besitztum zu erwerben und den dürftigen Lebensunterhalt zu bestreiten. Jedesmal, wenn Kampermann von diesen Zeiten sprach, erkannte Lossau, daß es in seiner Brust gärte und stürmte; noch immer schlug das, was er damals erlebt hatte, tiefe Wogen in seinem Innern, und Konrad war sich nicht im Zweifel darüber, daß noch ein Letztes, Unausgesprochenes da sein müsse, von dem aber der ernste Mann ihm gegenüber den Schleier nicht hob und heben wollte. Konrad fragte nicht; aber das merkte er bald, daß auch die eigene Tochter dieses Unausgesprochene im Leben ihres Vaters nicht kannte. „Es gibt Dinge," hatte einmal Kampermann gesagt, „die man erlebt hat, aber über die man rückschauend niemals sprechen darf. Sonst nehmen sie Fleisch und Blut an und erwürgen uns."

Und ein so erschütternder Ernst hatte damals in seiner Stimme gelegen, daß Konrad, im Innersten tief ergriffen, gefühlt hatte: der Mann muß etwas unsagbar Schweres erlebt haben.

Aber, wie gesagt, niemals hatte er eine Frage danach getan. Täglich kamen die beiden zu freundlichem Geplauder zusammen, und Lotte nahm daran teil. In der Regel wurde ein Abschnitt aus irgendeinem der alten oder neuen Dichter, besonders der Weimarer Großen, gelesen, an den dann das Gespräch anknüpfte. Und wie eine Flamme, in die man Oel gießt, auflodert, so loderte das Gespräch jedesmal zwischen den dreien auf, wenn man irgend etwas aus Schiller gelesen, wo von Vaterland und Freiheit die Rede war. Wenn es außer der Zuneigung von Herzen zu Herzen noch ein Band gab, das sich unlösbar um diese drei Menschen schlang, so lag es in den großen Worten: Vaterland und Freiheit. Sie alle drei, die beiden Männer und das Mädchen, das ein Junge war, fühlten dasselbe, was der große Dichter ihnen sagte:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!"

und:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

Wenn der große Olympier Goethe mit seinen Werken, die dahinströmen wie ein Fluß zwischen behaglichen Ufern, dem man es nicht ansieht, welche Kraft und Stärke in seinen Fluten wohnt, ihre Herzen emporgehoben hatte über allen Staub und alle Kleinlichkeit der Erde, dann zogen sie die leidenschaftlichen Worte des andern Großen wieder dahin zurück, aber nicht um tatenlos der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit zuzuschauen, sondern um den Kampf dagegen zu führen, den Kampf auf Leben und Tod, der „um der Menschheit große Gegenstände" ausgefochten wird.

Darin stimmten sie alle drei überein: mit allen Kräften mußten alle Guten und Tapferen im Lande dahin arbeiten, daß das Joch, das der fremde Eroberer dem Vaterland auferlegt hatte, abgeworfen werde. Und konnte man nicht siegen, so wollte man wenigstens mit Ehren untergehen. Aber nur kein Sklavenleben! Vor kurzem hatte Kampermann, der vielfach für Zeitungen schrieb, um sich ein wenig Zubrot zu verdienen, aus Berlin Gedichte eines fast noch ganz unbekannten Dichters erhalten, Heinrich von Kleist, der sich vor wenigen Wochen an den Ufern des Wannsees erschossen habe, und darin war ausgedrückt, was sie alle dachten:

„Nicht der Sieg ist's, den der Deutsche fordert,
Der verzweiflungsvoll am Abgrund steht!
Wenn der Krieg nur fackelgleich entlodert,
Wert der Leiche, die zu Grabe geht!"

Und diese machtvollen Verse hatten in ihnen einen Sturm entfacht. „Wenn der Krieg nur fackelgleich entlodert". Das war's: Kämpfen, kämpfen, kämpfen, und wäre es nur um einen Fuß breit Boden für das eigene Grab. Man hatte den König nicht verstanden, wie er 1809 gezaudert hatte, und man war völlig irre an ihm geworden, als im Jahre 1811 der Bundesvertrag bekannt wurde, den Preußen mit Frankreich geschlossen hatte.

„Preußens Ende!" hatte Kampermann gerufen, als er die Botschaft erhalten.

Lotte war totenblaß geworden, hatte aber kein Wort gesprochen, und auch Konrad war vollständig schweigsam gewesen.

Gegen das Verhältnis, wie es sich zwischen Konrad und Lotte gebildet hatte, machte Kampermann keine Einwendungen. Er betrachtete es als ein geschwisterliches, wie es sich bei dem täglichen Verkehr der beiden jungen Leute gewissermaßen hatte gestalten müssen. Nie hatte Kampermann irgendeine Andeutung darüber gemacht, daß er, wenn das Verhältnis etwa eine andere Form annehmen sollte, Widerspruch dagegen erheben werde. Trotzdem aber fühlte Lossau deutlich, daß das der Fall sein werde; es gibt eben Dinge, die man deutlich erkennt und fühlt, ohne daß sie jemand erwähnt oder mit Namen gerufen hätte. Wie im Verhalten Lottes, so lag auch im Verhalten des Vaters zu diesem Punkt etwas Abwehrendes, das gerade nicht ausgesprochen wurde, das aber doch da war und sich nicht verkennen ließ.

„Ganz egal!" dachte Konrad. „Sie wird doch meine Frau, wenn man in diesen verdammten Zeitläuften überhaupt ans Freien denken darf! Nur sie und keine andere!"

Das war der Punkt, den Konrad jedesmal hinter alle Erwägungen machte, die er etwa über dieses Thema angestellt hatte.

(Fortsetzung folgt).

— Verbrecher-Logik. Richter: „Können Sie denn nicht arbeiten und ehrlich sein?"

Angeklagter: „Nein, denn ich hasse die Arbeit; also wäre es nicht ehrlich von mir, wenn ich arbeite."